

VERA FRIEDLÄNDER

**ICH WAR
ZWANGS-
ARBEITERIN
BEI
SALAMANDER**

Das Neue Berlin

Über das Buch

Als Sechzehnjährige musste Vera Friedländer in einer Schuhreparaturwerkstatt für die Salamander AG in der Köpenicker Straße in Berlin arbeiten. Dort sortierte sie Schuhe aus Auschwitz und anderen Konzentrationslagern. Vera Friedländers Schicksal steht exemplarisch für den Umgang mit den Opfern deutscher Unternehmen, die sich binnen kurzer Zeit mit Hilfe der Nazis enorm bereicherten. In ganz Europa zwangen diese bis zu elf Millionen Menschen zur Sklavenarbeit. Der Umgang mit diesem Erbe, das macht eine der letzten lebenden Zeitzeugen in ihrem Buch sichtbar, ist beschämend.

Über die Autorin

Vera Friedländer, geboren 1928 in Woltersdorf bei Berlin. Nach dem Krieg studierte sie Germanistik, promovierte und habilitierte. In den 70er Jahren lehrte sie in Warschau, in den 80er Jahren hatte sie eine Professur für Deutsche Sprache an der Humboldt-Universität. Friedländer lebt heute in Berlin.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-01313-2

© 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Motivs von ullstein bild –
Heritage Images/Fine Art Images

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Inhalt

- 7 Einleitung
- 23 **Was ging dem Jahr 1933 voraus?**
- 29 **Salamander im Jahr 1933**
- 45 **Salamander nach 1933**
- 55 **Leder-Ersatzstoffe und die »Schuhprüfstrecke«**
- 63 **Salamanders Holzschuhe**
- 67 **Zwangsarbeit im Reparaturbetrieb**
- 77 **Sowjetische Kriegsgefangene im Reparaturbetrieb**
- 81 **Zwangsarbeiterlager von und für Salamander**
- 89 **»Schützende Hände«**
- 93 Das Beispiel Frida Singer
- 97 Das Beispiel Julius Löw

99	Das Beispiel Oskar Epstein
103	Das Beispiel Michael Wolff
107	Wer war Trefz?
111	Worin bestand der Schutz?
115	Deportationen aus dem Raum Stuttgart
119	Von nichts gewusst
123	Der Generaldirektor und andere
129	Entschädigung für Bombenschäden
147	Der Umgang mit der Verantwortung
157	Der Umgang mit der Schuld
161	Sturms Darstellung der Geschichte
179	Das Problem Otto Trefz
199	Die Sprache des Hanspeter Sturm
207	Salamander nach 1945
213	Nachbemerkung
224	Zitierte Bücher und Artikel

Einleitung

Die Zwangsarbeit ist meine Beziehung zu Salamander. Bereits in meinem ersten Buch (»Man kann nicht eine halbe Jüdin sein«) habe ich darüber geschrieben. Ein damals verfasstes Kapitel stelle ich diesem Buch voran. Verantwortung und Schuld des Salamander-Konzerns kann ich nicht als erledigt beiseite legen.

Kurz vor Weihnachten bekam ich einen Verpflichtungsbescheid mit dem handschriftlich hinzugefügten Kennzeichen V6 m. Ich hatte mich im Berliner Reparaturbetrieb von Salamander in der Köpenicker Straße 6a zu melden.

In einem Fabrikgelände auf einem Hof in der Nähe der Warschauer Brücke verbrachte ich von nun an die Tage. Ich kam, bevor die Sonne aufging, und durfte das Gebäude verlassen, wenn es wieder dunkel war.

Ich arbeitete im vierten Stock. Ich stand vor schweren Karren auf eisernen Rollen, die plumpen Regalen ähnelten. Auf ihnen wurden die Schuhe zwischen den Arbeitsplätzen hin und her transportiert. Von links wurden mir die Karren zugeschoben, beladen mit getragenen Schuhen. Sie waren reparaturbedürftig, und ich hatte zu prüfen, welche Reparatur zu machen war. Ich musste die Schuhe in die Hand nehmen, den Schaden bestimmen und die

Paare in andere Karren umsortieren: zum Steppen, zum Kleben, zum Besohlen und so weiter. Wenn ein Karren voll war, schob ich ihn dorthin, wo gesteppt, geklebt oder genagelt wurde. Die Karren rollten schwer. Trotzdem war ich immer froh, wenn einer voll war und ich meinen Platz für eine kleine Weile verlassen konnte. Es war die einzige Möglichkeit, mal den Blickwinkel zu wechseln. Auch meinen Beinen tat es gut, sie entspannten sich, wenn ich mehr als drei Schritte gehen konnte. Der Rücken schmerzte nicht so wie bei dem ständigen Drehen und Bücken während des Sortierens.

Ich arbeitete an der Stirnseite der Halle. Hinter mir befanden sich mannshohe, fest montierte Regale, in die ich beim Umsortieren Schuhe ablegte und stapelte. Die Regale bildeten eine Wand und schlossen diesen Teil der Halle ab. Dahinter befand sich ein kleinerer Teil, dort hantierten Franzosen an lederverarbeitenden Maschinen. Was dort entstand, sah nach Oberteilen von Stiefeln aus. In den Momenten, in denen ich erst wenige Schuhe in die Regale gestapelt hatte, konnte ich hindurchsehen zu den Franzosen.

Wenn es nur das Sortieren gewesen wäre und das Stehen vor den Regalen, könnte ich nicht mehr sagen als dies: Es war schwere, ungewohnte Arbeit. Aber es war Zwangsarbeit.

Das Regal hatte ich im Rücken, die Halle vor mir. Links und rechts neben mir waren Gänge, die bis zum anderen Ende der Halle reichten. Auf ihnen gingen die Aufseher auf und ab. Den Gang zu meiner Rechten beherrschte eine Frau. Sie trug immer einen biegsamen Stock bei sich, um auf Schuhschäden zeigen zu können, ohne die Schuhe anfassen zu müssen. Sie trug den Stock wie ein Dompteur seine Peitsche. Die Aufseher waren SS-Leute, auch die Frau zu meiner Rechten.

Sie wachten darüber, dass wir nichts anderes taten als arbeiten. Wir, das waren polnische Schuster, Frauen aus Serbien, französische Arbeiter, jüdische Frauen, Mädchen wie Hannchen und ich. Niemand durfte mit anderen sprechen. Wer bei der Arbeit sitzen musste, durfte nur sitzen. Wer zu stehen hatte wie ich, durfte nur stehen. Sie bewachten unsere Arbeit und das Tempo der Bewegungen. Das SS-Weib drückte, um mir den Arbeitsrhythmus beizubringen, ihren Stock in meinen Rücken, als sei ich ein verschwitzter Schuh, an dem sie sich ihre Finger nicht schmutzig machen wollte. »Ein bisschen Tempo, wenn ich bitten darf.«

Ich bewegte mich schneller, ich bückte mich, drehte mich, meine Hände hantierten, meine Augen suchten, Hände und Augen prüften, alles zugleich und nacheinander; nach links in die Karre gegriffen, nach mehreren Seiten einsortiert, der nächste Griff in die Karre, ins Regal, die nächste Drehung, bücken, aufrichten – so wanderten die Schuhe durch meine Finger in die Karren. Manchmal wurde mir dunkel vor den Augen. Das kam vom schnellen Drehen und Bücken oder vom leeren Magen oder von beidem. Dann hielt ich mich am Karren fest und hoffte, die Aufseherin würde es nicht merken.

Schläge hatten wir nicht zu fürchten, aber stets gegenwärtig war die Drohung, man werde uns ins Lager schicken so wie das Mädchen, das vor mir hier die Schuhe geprüft und die Karren geschoben hatte.

Sicher kann man bei solcher Tätigkeit eine gewisse Routine bekommen. An körperliche Belastungen gewöhnt man sich. Vielleicht wäre auch mir mit der Zeit alles nicht so schwer gefallen. Aber das SS-Weib hatte sich für mich etwas ausgedacht: Viele Schuhe hatten über der Naht am Hacken einen schmalen Lederstreifen, der aufgesteppt war, sich aber nach längerem Tragen lösen konnte. Dann

wurde er wieder angeklebt, mit einem Leim, der Ago hieß. Bei allen Schuhen mit solchen aufgesetzten Streifen am Hacken musste ich prüfen, ob die Steppnaht noch fest war oder ob sich der Streifen vom Schuh löste. Dazu benutzte man normalerweise ein Werkzeug, das wie ein abgebrochenes Messer aussah.

»So macht man das«, erklärte mir die Aufseherin und zog das Metallblatt unter den Lederstreifen lang. Manche lösten sich davon, manche nicht. Mit etwas Druck auf das Metallblatt konnte man jeden Streifen vom Schuh lösen.

Ich dachte, sie würde mir das Werkzeug geben.

»Los, fang an!«

»Womit denn?«, fragte ich.

»Hast du keine Fingernägel?«

Ich zog also einen Fingernagel unter einem Lederstreifen lang und prüfte seine Festigkeit.

»Na bitte, wie gut du begreifst.«

Sie ließ mich mit den Schuhen allein. Sie beobachtete, wie ich langsam verstand, was sie sich ausgedacht hatte. Fingernägel nutzen sich ab. Wenn sie ständig unter Lederstreifen entlanggezogen werden, verbrauchen sie sich schnell und haben zu wenig Zeit zum Nachwachsen. Fingernägel bedecken die weiche Haut der Kuppen und schützen sie. Ohne die Nägel ist die Haut, die darunterliegt, dem Material ausgesetzt, das wir berühren. Das ist unangenehm. Wird diese Haut jedoch ständig an hartem, rauem Leder gerieben, führt es zu quälenden Schmerzen.

Als ich merkte, dass sich meine Fingernägel abnutzten und die Haut wund wurde, wechselte ich die Finger und schonte die wundesten. Ich wechselte zu schnell, so dass alle entzündet waren. Dann hantierte ich nach Plan: Ich benutzte immer nur einen Finger je Tag. Drei Tage hielt ich es durch, dann wechselte ich doch wieder schneller. Nach kurzer Zeit war das Weiße der Nägel völlig abgewetzt, der

Hautansatz schwell, rieb sich durch, verschmutzte und fing an zu eitern. Meine Fingerspitzen waren eine verquollene Masse.

Mutter kühlte die brennenden Finger und salbte die aufgeriebene Haut. Sie ließ mich nichts anfassen, sie zog mich an und aus und wusch mich. Sie trocknete meine Tränen, denn auch das konnten meine Finger nicht verrichten.

»Ob ich je wieder richtige Fingernägel haben werde?«

»Aber natürlich, Kind, das wächst wieder.«

Damals glaubte ich es nicht.

Das Interesse der Aufseherin an mir ließ nach. Ich nutzte das und kontrollierte nur noch mit den Augen. Was abgetragen aussah, lud ich auf den Ago-Karren.

Einige Tage ging alles gut, dann kam die Aufseherin auf mich zu: »Komm mit!«

Sie machte kehrt, ich ging hinter ihr her. Mitten in der Halle führte eine breite Treppe einen Stock hinunter. An der Treppe stand Hannchen. Sie war auch Halbjüdin, auch Zwangsarbeiterin und noch ein halbes Jahr jünger als ich. Am anderen Ende der Halle hatte sie die gleiche Arbeit zu machen wie ich. Ihre Finger sahen aus wie meine.

Die Aufseherin führte Hannchen und mich zum Rapport.

Am Fuß der Treppe stand ein SS-Mann mit gespreizten Beinen in langen schwarzen Stiefeln. Während wir die Treppe hinuntergingen, sagte Hannchen leise zu mir: »Der wartet auf uns.« Unwillkürlich drehte ich meine Hände so, dass er die Finger nicht sehen konnte. Ich hatte das Gefühl, sie vor ihm schützen zu müssen. Er stand da und zeigte auf einen Berg Schuhe mit losen Lederstreifen.

»Das ist eure Sauerarbeit!«

Die Aufseherin nahm von einem zweiten Berg einen Schuh nach dem anderen und riss mit einem Metallblatt

die Streifen ab, eine Kleinigkeit war das, jedes Kind hätte es mühelos nachmachen können. Wir wurden belehrt, wie wir zu arbeiten hätten und welche leichte Aufgabe man uns zugewiesen habe. Das SS-Weib setzte das Metallblatt an und ratschte mit leichter Hand an den Steppfäden unter dem Lederstreifen entlang. Einen Schuh nach dem anderen nahm sie und löste die Streifen. So leicht, so einfach gehe es.

Und wir standen da, Hannchen und ich, ohne Fingernägel und mit noch immer eiternden Kuppen. Uns taten schon beim Zusehen die Finger weh. Dazu die schneidende Stimme des Mannes, der in steifer Haltung vor uns stand. »Wenn ihr nicht arbeiten wollt, dann ab mit euch ins Lager.«

Ich hatte Angst, die Angst der Getretenen vor dem nächsten, härteren Tritt. In diesem Augenblick spürte ich nichts anderes. Alles, was sie von mir verlangten, war ich zu verrichten bereit, alles. Was ist, das kennt man, darauf richtet man sich ein, damit glaubt man fertig werden zu können. Jede Veränderung würde alles viel, viel schlimmer machen.

Sicher war auch, dass ich mich, wenn sich etwas änderte, unweigerlich von meiner Mutter trennen müsste. Sie würde allein zurückbleiben, würde ich sie wiederfinden, später? Lieber alles dulden, hier, bei den dreimal verfluchten Schuhen. Nur nicht weg von diesem Platz bei den Karren, den ich abends verlassen durfte, um nach Hause zu gehen. Solange ich das durfte, wollte ich mich fügen und die schmerzenden Finger ertragen.

Wir durften wieder zu den Karren gehen.

Hannchen liefen Tränen übers Gesicht. Ich hätte sie gern ermutigt, um meine eigene Angst zu überwinden, aber die Aufseherin folgte uns die Treppe zur Halle hinauf. In der Halle gingen wir in entgegengesetzter Richtung

auseinander. Während der Arbeit konnte ich Hannchen nicht sehen, doch in der Mittagspause, wenn wir unseren Teller Suppe aßen, waren wir von nun an immer zusammen.

Die Szene am Fuß der Treppe war beobachtet worden. Alles, was geschah, wurde genau beobachtet. Nahe der Treppe arbeiteten polnische Schuhmacher. Ihnen schob ich immer die Karren mit den Schuhen zum Ago-Kleben zu.

Fast alle Schuhmacher in der Halle waren Polen. Einer von ihnen, Jacek, schob die Karren zu mir, wenn ein neuer Schub kam oder wenn die Reparaturen ausgeführt waren: die Karren von den Ago-Klebern nahe der Treppe ebenso wie die Karren mit den gesteppten, besohlenen, genagelten oder geklebten Schuhen von anderen Plätzen der Halle. Jacek hatte bis dahin mit mir noch nicht viel gesprochen.

»Ich bin Jacek. Und du?«

»Vera.«

Jacek war vorsichtig. Nicht wegen des Sprechverbots. Mir traute er nicht. Nachdem Hannchen und ich vor dem SS-Mann gestanden hatten, fragte Jacek, während er mir einen Karren hinschob: »Warum bist du hier?«

»Ich bin zwangsverpflichtet.«

Das muss ihm nicht viel gesagt haben. Als er den nächsten Karren brachte, fragte er wieder: »Warum bist du hier?«

»Weil ich Halbjüdin bin.«

»Ich verstehe nicht. Jüdin oder nicht Jüdin? Was ist halbe Jüdin?«

»Meine Mutter ist Jüdin. Mein Vater ist Christ.«

Länger konnte er sich nicht aufhalten, die Aufseherin kam näher. Aber beim nächsten Karren stellte er wieder eine Frage: »Du – Deutsche?«

»Ja.« Und wieder fragte er: »Aber warum hier?«

Wie sollte ich Jacek erklären, warum ich hier war? Ich verstand es ja selbst nicht. Doch Jacek sagte, als er wiederkam: »Ich verstehe.«

Aber nun hatte ich eine Frage: »Vertraust du mir, Jacek?«

»Ja.«

»Wegen vorhin, unten an der Treppe?«

»Nein. Weil ... deine Hände. Und du hast Angst, das andere Mädchen auch.«

Mehr als einen Monat unterhielt ich mich auf diese Weise mit Jacek, dem polnischen Schuhmacher. Wir führten Kurzdialoge in Fortsetzungen.

Wenn Jacek nicht gewesen wäre, hätte ich weiterhin die schwachen Ansätze von Horn an meinen Fingern unter das Leder geschoben. Aber das erste, was er mir am nächsten Morgen sagte, war dies: »Meine Freunde sagen: Alle Schuhe mit Lederstreifen zum Ago-Kleben. Nicht anfassen. Du verstehst?«

»Nichts prüfen? Alles gleich auf den Ago-Karren packen?«

»Richtig. Hände müssen heilen.«

Als Jacek den nächsten Karren brachte, war der Dialog sehr kurz. »Danke, Jacek.« Er nickte nur.

Wenn ich die Karren zu den Polen schob, die die Lederstreifen über die Hackennähte zu kleben hatten, blickten sie nicht auf. Sie sahen mich nicht an und achteten nicht auf mich. Aber sie hatten jene Werkzeuge in der Hand, die wie abgebrochene Messer aussahen, und erledigten damit das, was meine Nägel nicht zu leisten vermochten. Alles, was von meiner Prüfstelle als erledigt wegrollte, war sauber und fest verklebt. Niemand konnte etwas beanstanden.

Jacek erzählte mir, dass er aus einem kleinen Ort bei Koło stamme. Dort lebten seine Frau und seine beiden

Kinder. Am 12. Januar 1945 hatte die Offensive an der Ostfront begonnen. Langsam rückte die Front näher und Jacek interessierte nur eins: »Hast du Radio?«

»Ja.«

»Wo ist die Front?« Ich nannte ihm die Orte, die befreit worden waren. Es waren die Nachrichten der letzten Nacht.

Jeden Morgen gab ich ihm die neuesten Informationen. Anfang Februar muss es gewesen sein, da nannte ich einen Ort, nach dem er mich die Tage vorher schon gefragt hatte. Es war der nächst größere Ort bei seinem Heimatdorf.

»Sie sind frei!« So leise er es auch sagte, es war Siegesjubiläum. Danach habe ich Jacek nicht mehr gesehen. Ich sagte einer Serbin, die abends manchmal mit zu uns nach Hause kam, dass ich Jacek vermisse, und hörte von ihr, er habe sich auf den Weg gemacht, nach Hause, zu seiner Frau und seinen Kindern. Sein Dorf sei befreit worden. Jemand habe es ihm erzählt.

Viel Glück auf den Weg, Jacek, dachte ich. Und sei wachsam, wenn du die Front passierst.

Als die Schwellung an meinen Fingern langsam wich und feine Ansätze von Nägeln sich zeigten, gingen Gerüchte durch die Halle von Salamander, dass die deutschen Frauen nach Ostpreußen geschickt werden sollten, um Schützengräben auszuheben. Dann hieß es: Nicht nach Ostpreußen, sondern hinter die Oder. Wir waren zwölf Frauen.

Außer Hannchen und mir waren es mit »arischen« Männern verheiratete Jüdinnen. Sie saßen an der Fensterseite in einer Reihe, mit dem Rücken zur Halle und machten Kleinreparaturen.

Mittags in der Kantine, als wir unsere Suppe löffelten, bestellte mir Hannchen: »Die Frauen sagen, wir beide

würden als Erste merken, wenn sie uns holen wollten. Wir haben den Halleneingang im Blick und wir sollen ein Zeichen geben, wenn wir was merken.«

»Wozu? Weglaufen kann hier niemand.«

»Trotzdem. Versprich den Frauen, dass du darauf achtest, was passiert. Sie fühlen sich dann ruhiger, sagen sie.«

»Ich werde aufpassen.«

Die Frauen wollten sicher sein, dass nicht plötzlich jemand hinter ihnen stand und sie aufforderte mitzukommen. Dass es sie nicht ganz und gar unvorbereitet träfe, dafür wollte ich schon sorgen.

Das sagte ich den Frauen. Eine antwortete mir: »Gut, dann kann ich das Fenster öffnen und hinauspringen.«

Hannchen bat mich: »Wenn sie uns holen, wir bleiben immer dicht zusammen, ja?« Ich fasste Hannchen um die Schultern. Es tat gut, einen Menschen zu fühlen.

»Wenn wir nicht mehr nach Hause können, das wird schwer, Hannchen. Jetzt bei der Kälte Gräben buddeln. Wir müssen uns was ausdenken.«

»Wir ziehen ab morgen alles doppelt an, Strümpfe, Hemd, Schlüpfen. Und in den Beutel, den wir unten abgeben müssen, packen wir einen Pullover und was wir unbedingt brauchen.«

»Kernseife und was zum Nähen.«

»Hauptsache, wir bleiben zusammen«, schloss Hannchen das Gespräch.

Seit die Front näher rollte, war es hinter dem Regal in meinem Rücken nicht mehr so ruhig. Ich hörte die Franzosen, die dort, gesondert von uns, an den Maschinen standen, pfeifen und singen. Es übertönte kaum den Lärm der Halle, aber ich hörte es doch, jeden Tag – zum ersten Mal im Januar.

Der Februar kam und es ging viel zu langsam vorwärts an der Front. Wir mussten uns weiter schinden und die

Tage wurden noch nicht heller. Die einzige Erholung bot die Mittagspause. Wir bekamen eine warme Suppe mit Kartoffeln oder Nudeln. Die Suppe und die Fahrkarte für die Straßenbahn waren unser Lohn. Jeden Mittag ging ich mit Hannchen und den anderen in einen Raum, der als Kantine hergerichtet war. Immerhin, wir konnten uns auf Bänke setzen und unsere Schüsseln auf Tische stellen. Hier durften wir, die Deutschen, miteinander sprechen. Zu den Männern und Frauen, die mit einem Stoffschild an der Jacke als Ostarbeiter oder Polen gekennzeichnet waren, wurde uns auch hier der Kontakt untersagt.

Vater schrieben wir nichts davon, dass ich jetzt unter SS-Aufsicht zu Salamander musste. Er wunderte sich zwar, dass die Frauen und Töchter der Mitgefangenen zwangsverpflichtet wurden und wir davon verschont blieben, aber er vertraute Mutter und glaubte, was sie ihm schrieb. So ganz falsch war es ja auch nicht, wenn sie ihm mitteilte, sie sei noch immer zu Hause und Vera gehe weiterhin zur Arbeit.

Meine Mutter schien man vergessen zu haben oder ihre Karteikarte aus dauerhaftem Blech war, wie Mutter es behauptete, verschwunden. Je mehr Zeit verstrich, ohne dass man sie zur Arbeit holte, um so überzeugter wurde sie, dass es ihre Karteikarte nicht mehr gäbe.

»Die Beamtin in der Sonnenallee hat mir versichert, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauche.« Daran hielt sich Mutter fest.

Alle Frauen und Mädchen waren erfasst worden. So sagte man es jedenfalls, und doch, auch das wurde erzählt, sollte es Ausnahmen geben.

Mutter hätte die Schinderei kaum durchgehalten, ihr Herz war nicht mehr gesund. Es wäre ihr möglicherweise so ergangen wie der Frau in der Fensterreihe, die eines Tages vom Hocker fiel und nach Luft rang. Sie wurde auf-

gehoben und wieder auf den Hocker gesetzt. Die beiden Frauen zur Rechten und zur Linken hielten sie an den Armen fest, und ich schob einen Karren davor und sorgte dafür, dass Schuhe herausfielen. Umständlich sortierte ich sie wieder ein, so dass die Gruppe der drei Frauen eine Weile außer Sicht geriet. Die herzkrankte Jüdin war die ganze Zeit, so gut es ging, geschont worden. Die anderen hatten den größten Teil ihrer Arbeit mitgemacht. Und trotzdem war sie vom Hocker gefallen. Sie hatte Glück, dass die Aufpasserin es nicht merkte. Arbeitsunfähige wurden ausgesondert. Bei Salamander wurden flinke Hände gebraucht. Es waren getragene Schuhe herzurichten, und zwar in großen Mengen und zügig.

Getragene Schuhe liefen durch meine Hände, Halbschuhe von Männern und Frauen, in allen Größen, die unterschiedlichsten Fabrikate. Keine Stiefel. Keine Kinderschuhe.

Wem gehörten diese Schuhe eigentlich?

Es musste in Berlin viele ziemlich naive Menschen geben, die ihre Schuhe – zu der Zeit eine unersetzbare Habe – einer Reparaturannahmestelle übergaben und damit rechneten, sie repariert zurückzuerhalten. Bedachten sie nicht, dass ihre Schuhe von der Annahmestelle zur Fabrik in der Köpenicker Straße gebracht und von dort wieder zurücktransportiert werden mussten? Dass dazwischen Tage und Wege lagen? Jetzt, wo es dauernd Bombenangriffe gab. Wenn schon besohlt oder geflickt werden musste, sollte man das nicht von einem der vielen kleinen Schuster in den Kellerläden nebenan machen lassen, bei denen man notfalls gleich warten konnte?

Wo waren eigentlich die Annahmestellen von Salamander? Nach der Menge der Schuhe zu urteilen, die allein in der einen Halle bearbeitet wurden, müssten es sehr viele Läden gewesen sein oder sehr große mit stän-

digem Betrieb von Schuhbringern und Schuhabholern. Ich kannte keinen einzigen und niemanden, der in einem solchen Kunde war.

Die Leute, die ihre Halbschuhe zur Reparatur gaben, schienen auch keine besonderen Wünsche gehabt zu haben. Wenn ich zum Schuster gehe, damals wie heute, bestelle ich mir neue Sohlen oder Absätze oder ich lasse eine ausgerissene Naht steppen, ein loses Stück Leder kleben. Oder ich sage: »Können Sie mir das hier wieder in Ordnung bringen?« Nie habe ich erlebt, dass jemand sagte: »Hier sind ein paar Schuhe, sehen Sie mal nach, was daran gemacht werden muss.« Die Kunden von Salamander müssen aber durchweg solche Kunden gewesen sein.

Und die Leute, die sie bedienten, gingen recht sorglos mit den abgegebenen Schuhen um. Sie markierten keinen Schuh, keiner war mit einer Nummer, mit einem Schildchen oder Stempel versehen, wo doch die Schuhe durch die ganze Stadt gefahren und wieder zurückgebracht werden mussten, denn die Besitzer würden sie doch wiederhaben wollen.

Und keiner der Schuster und keine der Frauen bei Salamander merkten an, welche Arbeit ausgeführt worden war und den Kunden berechnet werden müsste, damit alles seine Richtigkeit hätte und bezahlt werden könnte. Wirklich sonderbare Kunden müssen das gewesen sein, denen Salamander seine Dienste bot: wunschlose Kunden, sorglose Kunden, unbeeindruckt von dem leichtfertigen Umgang mit ihrem Eigentum.

Wo gab es diese Kunden?

Woher kamen die Schuhe, und wohin gingen sie?

*

Dritte Ausfertigung

Zur Urschrift ist ein Landesstempel von RM 6.-- verwendet.

Berlin, den 4. Juli 1930



M. Lion
Notar *m. Lion*

im Bezirke des Preussischen Kammergerichts.

Notariats-Register N^o 63 Jahr 1930.



Verhandelt

Berlin, am 4. ^{ten} Juli 1930.

Vor dem unterzeichneten
Notar im Bezirke des Kammergerichts zu Berlin

Dr. Max Lion

Berlin W57, Bülowstrasse 90

erschienen en heute von Person bekannt:

- 1.) a) Direktor Dr. Hermann Weil, Stuttgart, Herdweg 58,
 - b) Direktor Georg Gundelsweiler, Ludwigsburg, Stuttgarterstrasse 69,
- zu a) und b) mit der Erklärung, dass sie alle nachfolgenden Erklärungen als gemeinschaftlich vertretungsberechtigte Vorstandsmitglieder der J. Sigle & Cie. Schuhfabriken Aktien-

Insgesamt übernehmen danach im Endergebnis die nachfolgenden Personen die dabei verzeichneten Aktienbeträge, wobei ausdrücklich erklärt wird, dass sowohl diese Personen wie die Salamander Aktiengesellschaft, wie auch die J.Sigle & Cie Schuhfabriken Aktiengesellschaft, die Salamander Schuhgesellschaft mit beschränkter Haftung und die A.Lehne GMBH. mit dieser Verteilung in allen Punkten einverstanden sind:

1.)Geheimer Kommerzienrat Jakob Sigle	5.982.000 RM
2.)Dr.med.Emil Stirrbach	1.085.000 "
3.)Dr.med.Theodor Herrmann	228.000 "
4.)Frida Silberstein	857.000 "
5.)Ernst Sigle	2.299.000 "
6.)Christof Sigle	<u>407.000 "</u>

Übertrag 10.858.000 RM

Übertrag	10.858.000 RM.
7.) Lothar Sigle	457.000 "
8.) Jakob Sigle jr.	457.000 "
9.) Anna Sigle	457.000 "
10) Sem Levi	2.697.000 "
11) Bertha Rothschild	7.303.000 "
12) Arthur Levi	2.000 000 "
13) Siegfried Levi	1.333.000 "
14) Ernst Rosenstein	667.000 "
15) Willi Rosenstein	222.000 "
16) Johanna Rothschild	889.000 "
17) Thilde Weil	889.000 "
18) Joseph Frisch	<u>3.771.000 "</u>
	<u>32.000.000 RM.</u>